

# Konzept & Kritik

FRANZ LEANDER FILLAFER

## Auszug aus Cambridge

*Darrin M. McMahon und Samuel Moyn (Hrsg.): Rethinking Modern European Intellectual History. Oxford und New York: Oxford University Press 2014, 320 S.*

Wie lieblich sind deine Wohnungen! rufen Sam Moyn und Darrin McMahon der Muse der Ideengeschichte zu und legen vierzehn Beiträge vor, in denen die Unterabteilungen im Haus der Disziplin vom Luxusloft bis zur Schlafkoje gemustert werden. *Rethinking Modern European Intellectual History* hat den Mut zur Bilanz, es versteht sich als Bestandsaufnahme dreißig Jahre nach Dominick LaCapras Sammelband *Rethinking Intellectual History: Texts, Contexts, Language*, der 1983 bei Cornell erschien. Das ist lobenswert, zumal Theorietycoons unter Historikern, deren Nachdenken über Methoden oft dekorativ und anlassbezogen bleibt, wenig beliebt sind; dass Theoriekompendien Folgebände nach sich ziehen, ist dementsprechend selten. Die prominente Ausnahme bildet Lynn Hunts paradigmatischer Prototyp *The New Cultural History* von 1989, dem Hunt 1999 mit *Beyond the Cultural Turn* die Rückholaktion folgen ließ. Diese Doppelung, die Innovationsrendite und Abwrackprämie in einer Hand vereinigt, ist eigentlich Spielverderberei, schließlich kommt so das heitere Theorieturnier zum Erliegen. In dem

Buch von McMahon und Moyn ist daher keiner der Autoren vertreten, die 1983 für LaCapra schrieben. Der Vergleich mit Lynn Hunts Doppeldecker liegt aber noch in einer weiteren Hinsicht nahe: Die «neue Kulturgeschichte» ist nämlich der liebste Reibebaum vieler Autoren, vor allem für Samuel Moyn in seinem programmatischen Essay (112–130) und in Judith Surkis gedankenreichem Aufsatz (94–111): beide gehen mit der Geertzchen Symboltheorie und der pseudo-anthropologischen Überformung kultureller Interaktion ins Gericht, verabschieden die Annahme holistischer Bedeutungssysteme in scharf abgrenzbaren geschlossenen Gesellschaften. Der zweite Gegner ist die Cambridge School, der die «Intellektualisierung sozialer Praktiken» (117) angekreidet wird, gegen ihren «endemischen Idealismus» werden vor allem Claude Lefort, Cornelius Castoriadis und Pierre Rosanvallon aufgeboten; Quentin Skinners Versuch, mit Cornelius Castoriadis' Begriff des Imaginären zu argumentieren, tut Moyn etwas ungnädig als bloße Kosmetik ab (124).

Moyns und McMahons Einleitung kommt ohne betriebsblinden Präsentismus aus und betont das Vorläufige der Bilanz. In der Gesamtschau verraten die Beiträge von *Rethinking European Intellectual History* eine etwas uneinheitliche Komposition, hier stehen sehr feinspürige Problemstudien neben Stimmungsbildern von Meinungsmachern. Einer der besten

Aufsätze stammt von John Tresch, der einen neuen Dialog zwischen der Wissenschaftsgeschichte und der Ideengeschichte einleitet (153–172). Tresch zeigt die Konjunktur der «scientific revolution» als Forschungsgegenstand nach 1945 auf: Die Propagandisten der «scientific revolution» gingen irrtümlicherweise davon aus, dass sich in allen Wissenschaften der Renaissance etwa gleichzeitig die Überwindung der geozentrischen Kosmologie und der aristotelischen Naturphilosophie der Tugenden und Triebe (*appetitus societatis*) vollzogen habe. Der glühende Glaube an die Mathematisierung und Mechanisierung der Erkenntnis verband sich, wie Tresch zeigt, mit einer internalistischen Konzeption der Wissenschaft: Die Wissenschaft sollte angeblich Politik und Ökonomie transzendieren, fungierte aber zugleich als perfektes Leitsystem für die Rüstungsdemokratie des Kalten Krieges und die Förderung des militärisch-industriellen Komplexes (157).<sup>1</sup> Die Bezüge zwischen der scholastischen Impetustheorie Buridans und dem Trägheitssatz Galileis, denen Pierre Duhem und Anneliese Maier nachspürten, die Naturalklassifikation und die astronomische Orbit-Ergänzung nach der *Maxime apparentias salvare* wurden durch diese Begründung der Überlieferung aus der Geschichte ausgeschlossen; dasselbe geschah mit der Geschichte der Alchemisten und der Mystik, wie sie Frances Yates und Lynn Thorndike betrieben. Ein heuristisches Gegenstück zur «scientific revolution» als Selbstbeschreibung und Exportschlager des liberalen Westens war die Erforschung «politischer Religionen» bei den Sozietologen und Totalitarismustheoretikern.

John Treschs Bemerkungen lassen sich auf andere Gebiete der Nachkriegs-Ideengeschichte übertragen, etwa auf die Erforschung der europäischen Jahrhundertwende: In Carl E. Schorskes meisterlichem *Fin de Siècle Vienna* wird eine ästhetizistische junge Generation des Wiener Bürgertums geschildert, die sich vom rationalen Ideal des alten Liberalismus abwandte. Darin spiegelte sich eingeständenermaßen Schorskes Furcht vor einer politikabstinenten und irrationalen, die Ideale der Aufklärung preisge-

benden Kaste amerikanischer Intellektueller.<sup>2</sup> Auch Richard Hofstadters *Age of Reform* aus dem Jahr 1955 ist gefärbt von der Sorge des Autors über den Populismus der McCarthy-Ära und der Eisenhower-Zeit; den «agrarian myth» griff Hofstadter auf, um den Stadt-Land-Gegensatz zu verhandeln und zugleich klarzustellen, dass der Populismus Andrew Jacksons und William Jennings Bryans nicht die Verbesserung der Lebensbedingungen bedürftiger Amerikaner zum Ziel hatte, sondern vielmehr als Selbstbehauptungsdiskurs die krisengebeutelten Landbesitzerklasse konsolidieren sollte.<sup>3</sup>

Auffällig an Treschs Beitrag ist die Lovejoy-Renaissance, mit der er liebäugelt; sie zieht sich durch viele Essays in *Rethinking European Intellectual History*. Die Interdisziplinarität von Arthur O. Lovejoys *History of Ideas-Club* in Baltimore<sup>4</sup> wird immer wieder als vorbildhaft betont,<sup>5</sup> und das neue Interesse an Lovejoy fällt zusammen mit der Begeisterung für Erwin Panofsky und Aby Warburg. Woher rührt die Anziehungskraft Lovejoys? Die Gründungsgesten und -texte der Cambridge School liegen wohl mittlerweile weit genug zurück, um die von ihr proklamierten methodischen Gebote bei aller gebührenden Wertschätzung nüchtern zu beurteilen. Die Bedeutung der Geschichte des politischen Denkens im engsten Sinne des Wortes ist außerhalb Englands immer begrenzt geblieben. Aus der Distanz wird auch klar, dass die theoriepolitischen Stellvertreterkriege der sechziger und siebziger Jahre mit ihren Ersatz-Zielscheiben und Prügelknaben sehr lokalen, für die englische Wissenschaftskultur spezifischen Problemen entsprangen. Der Innovationsanspruch und die Feindbilder der Ideengeschichte à la Cambridge lassen sich also kaum auf den Kontinent übertragen. Die Lovejoy-Schelte Skinners verdankte sich spezifischen Abgrenzungsbedürfnissen, ebenso die Kritik am vulgärmarxistischen Präsentismus von C. B. Macphersons «possessive individualism»; die Regeln der Kunst, die in Skinners «Meaning and Understanding in the History of Ideas» dargelegt werden, sind für Leser, die mit der Hermeneutiktra-

dition und der Historismusdebatte im deutschsprachigen Raum vertraut sind, nicht eben neu. Zudem gab es Alternativen zur reinen Lehre des Kontextualismus: etwa Margareth Jacobs und James R. Jacobs Pionierarbeiten über die radikale Aufklärung, die über die Sequenzanalyse einer Abfolge von Texten hinausgingen: Sie bezogen die soziale Welt in die Geschichte der wissenschaftlichen Theorien ein.<sup>6</sup>

In *Rethinking European Intellectual History* begegnet man also einem doppelten Unbehagen angesichts des «endemischen Idealismus» und «Internalismus» sowohl der älteren Wissenschaftsgeschichte als auch der textzentrierten Ideengeschichte. Konkret betrifft dieses Missbehagen eines der meistgebrauchten und am wenigsten reflektierten heuristischen Instrumente der Ideengeschichte, den Kontextbegriff.<sup>7</sup> In der Tat zeichnet sich eine Art Kontextdämmerung ab. Warum aber ist die Kontextheuristik, wie schon bei LaCapra zu lesen war, problematisch? Man könnte meinen, die Ideengeschichte habe die Suche nach «Originalität» und «Authentizität» von Ideen für obsolet erklärt; dafür spricht, dass jede Denkfigur oder -formation aus gewissen Bedingungen und Begleitumständen erklärt werden kann, ohne deshalb für «derivativ» zu gelten. Auf die Konsequenzen der Kontextheuristik weisen Martin Jay und, im vorliegenden Band, Peter E. Gordon hin (32–55).<sup>8</sup> Zunächst ist da die Schwierigkeit, Reihenverläufe, die in den ausgewählten Ausschnitt hineinreichen, zu modellieren, ohne dass die Peripetie der geschilderten Entwicklung in den jeweils ausgewählten Kontext fällt. Zudem scheint es trotz aller Beteuerungen des Gegenteils doch eine Abstufung von Denkschärfen zu geben, die es nur gewissen Autoren erlaubt, eine entscheidende Wende im Argumentationsstil herbeizuführen. Es existiert also eine implizite Skala der Innovationsfähigkeit, wobei häufig unklar bleibt, ob sich die Koeffizienten für Innovation aus dem vorhandenen Material oder aus werkexternen politisch-sozialen Machtfaktoren ergeben. Zudem stellt die Methodologie von Cambridge, indem sie sich auf einen jeweils relativ eng umgrenzten «Ursprungs-

kontext» und die «Intentionen» der Ur-Aussage beschränkt, eine mehr oder minder gut camouflierte Authentizitätsprämisse auf, die Idee ist an der Quelle rein und in ihren den späteren Erscheinungsformen verformt und verfälscht. Die Textzentriertheit der Ideengeschichte und die Rolle der Textmetapher als Panazee und Universalschlüssel («Kultur als Text des Sozialen») verleiht diesem Ursprungsdenken Auftrieb. Überdies machen es die Kontextheuristik und die scharfe Polemik gegen den Anachronismus (Skinner's Kampfbegriff in «Meaning and Understanding» ist jener der «Prolepsis»<sup>9</sup>) und gegen den Begriff des «Vorläufers» fast unmöglich, das Faktum ernstzunehmen, dass jemand mit seinen Äußerungen tatsächlich in die Zukunft oder auf eine andere Weltregion zielte. Interpretamente für die reflektierte Erschließung vorbegrifflicher Praktiken und Denkformen<sup>10</sup> und für die Analyse epochenübergreifender «zerdehnter Situationen» (Jan Assmann)<sup>11</sup> gilt es erst zu entwickeln. Viele Beiträge des Bandes legen also nahe, Ursprungsfetisch und Kontextautarkie zu überwinden.<sup>12</sup>

*Rethinking European Intellectual History* hat, dem Format und der Teilnehmerschar geschuldet, streckenweise den Charakter eines US-amerikanischen Selbstgesprächs. Zeitweilig wetterleuchtet es aus Europa herüber: Antoine Lilti berichtet zwischendurch aus Paris und spitzt die Praxis der Ideengeschichte in Frankreich auf Jean-Claude Perrot zu (56–73); Jean Gouhier und Lucien Goldmann erwähnt er sonderbarerweise nicht, ebenso wenig Ann Thomsons Groupe de recherches en histoire intellectuelle. Frankreich bildet den häufigsten Referenzpunkt, sei es bei Tresch, der die Missachtung der «history of ideas» bei den Wissenschaftshistorikern von Foucaults Generalangriff auf die Ideengeschichte in der *Archäologie des Wissens* herleitet. Suzanne Marchand macht in ihrem Beitrag (131–152) auf Foucaults Dekonstruktion des liberalen Wertehimmels mit seinen Fixsternen Recht, Subjekt und Gesundheit aufmerksam und stellt damit die Frage nach der politischen Funktion der Ideengeschichte: Marchand warnt vor

einem neuen Zeitalter der «Nützlichkeit», in dem die Geschichte nur noch geschrieben werden kann, wenn sie der Politik dienstbar ist, also den Entscheidungsträgern souffliert oder sie «unterhält» (145).

Das ist nicht so weit hergeholt, wie David Armitages Beitrag (232–252) zeigt: Er hängt an der großen Glocke der «big history». Allzu häufig wird unter dem Etikett «global history» oder «big history» die Geschichte des Nordatlantiks (das heißt hier: des angelsächsischen Raums, allenfalls mit Seitenblicken auf Frankreich) für die Geschichte der Welt ausgegeben und eine neoimperiale und westlich-eurozentrische Verflechtungsapologie geliefert. Gegen genau diese Art von «Global-Schamanismus»<sup>13</sup>, die Armitage verkörpert, schreibt Shruti Kapilas «Global Intellectual History and the Indian Political» (253–274) an. Es erzeugt einen schönen Kontrasteffekt, dass Kapilas Beitrag gleich nach David Armitages big picture-Panegyrik abgedruckt wurde. Kapila weist nach, wie Universalismus und Moderne mit ansprechender Begriffsstuckatur als «Globalgeschichte» verkauft werden («global history [as] politically acceptable version of the «expansion of Europe», 260). Kapila betont zu Recht, dass viele Historiker das «Globale» als räumliche Skala benützen, ohne sich des totalisierenden Charakters der Konzeption bewusst zu sein: ohne sich nämlich vor Augen zu halten, dass dieser Referenzraum als vermeintlich neutrales «Gefäß» für aktualisierbare und lokal appropriierte «Ideen» (258) fungiert und dabei das konkrete Machtgefälle verschleiert, das aus dem Lancieren, Durchsetzen und Umformen dieser Ideen resultiert.

1 David Hollinger: Science as a Weapon in Kulturkämpfe in the United States during and after World War II, in: *Isis* 86 (1995), S. 440–454.

2 Carl E. Schorske: Thinking with History. Explorations in the Passage to Modernism, Princeton 1998, S. 17–36, dt. als: Mit Geschichte denken. Übergänge in die Moderne, Wien 2004.

3 Richard Hofstadter: The Age of Reform: From Bryan to F.D.R., New York 1955, vgl. David S. Brown: Richard Hofstadter. An Intellectual Biography, Chicago 2006.

4 Vgl. Julien Zanetta; Entre Genève et Baltimore: Jean Starobinski à Johns Hopkins, in: *Modern Language Notes* 124 (2009), S. 986–995.

5 Wenn man die ersten Jahrgänge des *Journal of the History of Ideas* durchblättert, finden sich Artikel über die Repräsentation abstrakter Ideen in antiochischen Mosaiken, über Leibniz als Ausstellungsmacher und Johnsons Abessinierprinzen Rasselas neben Fallstudien über den Zusammenhang der Geschichte des Handels mit der Geschichte des Denkens. Das Themenspektrum ist alles andere als amerikazentrisch, auch mitnichten auf den Höhenkamm begrenzt.

6 Vgl. etwa James R. Jacob, Henry Stubbe: Radical Protestantism, and the early Enlightenment, Cambridge 1983; James R. Jacob und Margaret C. Jacob: The Anglican Origins of Newtonian Science. The Metaphysical Foundations of the Whig Constitution, in: *Isis* 71 (1980), S. 251–267; ausgewogene Einschätzung bei Stevan Shapin: The Scientific Revolution, Chicago 1996, S. 205.

7 Peter Burke: Context in Context, in: *Common Knowledge* 8 (2002), S. 152–177, hier S. 173.

8 Martin Jay: Historical Explanation and the Event. Reflections on the Limits of Contextualization, in: *New Literary History* 42 (2011), S. 557–571.

9 Quentin Skinner: Meaning and Understanding in the History of Ideas, in: *History and Theory* 8 (1969), S. 3–53, hier S. 22.

10 Vgl. Gad Prudovsky: Can we ascribe to past thinkers concepts they had no linguistic means to express?, in: *History and Theory* 36 (1997), S. 15–31.

11 Jan Assmann: Religion und kulturelles Gedächtnis. Zehn Studien, München 2007, S. 150.

12 Vgl. Jonathan Floyd und Marc Stears (Hrsg.): Political Philosophy versus History? Contextualism and Real Politics in Contemporary Political Thought, Oxford 2010; Robert Lamb: Recent Developments in the Thought of Quentin Skinner and the Ambitions of Contextualism, in: *Journal of the Philosophy of History* 3 (2009), S. 246–265.

13 Duncan Bell: Making and Taking Worlds, in: Andrew Sartori und Samuel Moyn (Hrsg.): *Global Intellectual History*, New York 2013, S. 254.